

Gedanken zum Thema: Kein Geld: Armut im Wohlfahrtsstaat

Hochschulgottesdienst am 19. Januar 2014, St. Moritz

Liebe Gemeinde,

„Armut trifft Augsburg besonders hart“¹. Diese Schlagzeile in der Augsburger Allgemeinen aus dem Jahr 2010 legte den Finger in eine Wunde städtischer Sozialpolitik. Die dürren Zahlen aus dem Sozialbericht der bayerischen Staatsregierung machten deutlich: das Armutsrisiko in Augsburg nimmt zu, und es trifft vor allem die besonders Jungen, die jungen Erwachsenen zwischen 18 und 25 Jahren. In Augsburg sei, so die Diagnose, der Lebensstandard „vergleichsweise niedrig“, die Verbraucherinsolvenzen doppelt so hoch wie im bayerischen Durchschnitt. Und auch die Grundsicherung im Alter wird in unserer Stadt doppelt so häufig benötigt wie in anderen bayerischen Städten.

Doch wer ist arm? Rund 50 Prozent der Alleinerziehenden, zumeist Frauen, sind von Armut betroffen. Und es betrifft zudem immer mehr Menschen im stetig wachsenden Bereich des Niedriglohnssektors, diejenigen also, die putzen, waschen, die Angehörigen pflegen oder die Pakete ausfahren – und natürlich deren Familien und die wachsende Gruppe an Kindern, die von Armut bedroht sind.²

Armut als religiöser Skandal – das ist ein Thema, um das es in der heutigen Lesung geht, und das mit neuer Leidenschaft durch Papst Franziskus beklagt wird. Ein Thema, das ja keineswegs neu ist innerhalb der kirchlichen Soziallehre, dem aber doch in den letzten Jahren jener befreiungstheologische Sauerstoff gefehlt hat, den eine solche Botschaft braucht. Aber ich bin kein Theologe und möchte daher das Thema Armut aus einer etwas anderen Perspektive angehen. Armut, daran gibt es keinen Zweifel, ist ein drängendes Thema unserer Zeit. Dass dies auch in Deutschland ein Thema ist, dass fehlende materielle Güter, fehlende Möglichkeiten zur gesellschaftlichen Partizipation nicht nur ein Thema für die großen Missionskampagnen und die Sternsinger sind, sondern auch ein Thema vor der eigenen Haus- und Kirchentüre – das entdeckt nicht nur die Öffentlichkeit, sondern auch die zeithistorische Forschung erst langsam. Denn es sind diese Impulse aus der Gegenwart, die unsere Fragen an die Vergangenheit verändern. Es sind diese Auseinandersetzungen um das Sozialwort der Kirchen, um die Beschäftigungsverhältnisse in kirchlichen Sozialkonzernen, um neue Lebenslagen, die so lange nur am

¹ Augsburger Allgemeine Zeitung vom 11. März 2010.

² Vgl. dazu die Karte regionaler Armutsverteilung des WSI :

(http://www.boeckler.de/cps/rde/xchg/hbs/hs.xsl/43707_45146.htm, abgerufen zuletzt am 3. Februar 2014)

Rande der kirchlichen und der gesellschaftlichen Diskussionen insgesamt standen, die nun immer drängender werden.

Ich denke dabei insbesondere an die Armutsrisiken alleinerziehender Frauen, die kaum eine institutionelle Lobby haben – und die beispielsweise auch für Historikerinnen und Historiker deshalb so schwer zu greifen sind, weil ihre Lebenslagen, vor allem die Veränderungen seit den 1970er Jahren, lange Zeit gleichsam unsichtbar waren. Dass sich mein Fach, dass sich die Geschichtswissenschaft überhaupt der „Armut im Wohlfahrtsstaat“ mit zunehmender Aufmerksamkeit widmet, ist keine Selbstverständlichkeit.³ Denn allzu lange galt, was der „Spiegel“ Mitte der 1960er Jahre in einer Reportage festhielt. Armut, so bemerkten die Reporter beinahe ein wenig enttäuscht, sei im Wirtschaftswunderland kaum zu finden, und sie trete auch nicht mehr durch, wie es hieß, „äußere Schabigheit in Erscheinung“. Das hauptsächliche Problem von Armen sei vielmehr, mit ihrer geringen Kaufkraft nicht aufzufallen in einer durch Konsum geprägten Wohlstandsgesellschaft.⁴

Nun, so merkwürdig diese Beschreibung wirkt, sie deutet doch darauf hin, dass Armut als gesellschaftliches Problem zunehmend aus der Öffentlichkeit verschwand – und damit auch die Erwartungshaltung überhaupt, dass massenhafte Armut, wie sie beispielsweise noch die Weimarer Republik kannte, für immer verschwunden sei. Wer sich auf die Spur nach der Geschichte der Armut im Wohlfahrtsstaat macht, der kann also zunächst beobachten, wie die einzigartige Erfahrung wirtschaftlichen Wachstums der 1960er das Phänomen Armut als Problem des Sozialstaates ein für alle Mal gelöst zu haben schien.

Nicht einmal zwei Jahrzehnte später berichtete dasselbe Magazin, berichtete der Spiegel unter dem Titel: „Kein Geld, kein Spaß, wozu noch leben“⁵ über eine ganz neue Erfahrung. Das Magazin informierte dabei beispielsweise über die ersten Suppenküchen, die die Schwerstern vom Orden der Mutter Theresa zu Beginn der 1980er Jahre nicht etwa in Bombay, sondern im Berliner Problembezirk Kreuzberg errichtet hatten. „Armut“ – so konnte man diesen Bericht lesen, verstörte, sie gehörte nicht etwa immer dazu, sondern schien gleichsam zurückzukehren – und damit ein zentrales Versprechen des bundesrepublikanischen Sozialstaates in Frage zu stellen.

Seit den Weltwirtschaftskrisen der 1970er Jahre musste der Sozialstaat immer mehr Probleme lösen: Zwischen 1974 und 1989 verdreifachte sich die Quote der laufend Sozialhilfebedürftigen von 1,1 auf 2,8

³ Ausführlich dazu: Winfried Süß: Vom Rand in die Mitte der Gesellschaft? Armut als Problem der deutschen Sozialgeschichte 1961-1989, in: Ulrich Becker / Hans Günter Hockerts / Klaus Tenfelde (Hg.), Sozialstaat Deutschland. Geschichte und Gegenwart, Bonn 2010, S. 123-139; und: Winfried Süß: Armut im Wohlfahrtsstaat, in: Hans Günter Hockerts/Winfried Süß (Hg.): Soziale Ungleichheit im Sozialstaat. Die Bundesrepublik und Großbritannien im Vergleich. München 2010, S. 19-42. Die Ausführungen stützen sich auf diese Ergebnisse.

⁴ „Der Spiegel“ vom 8.12.1965: „Das Prestige muss gewahrt werden“. Spiegel-Report über die Armut in der Bundesrepublik.

⁵ „Der Spiegel“ vom 24.12.1984: „Kein Geld, kein Spaß, wozu noch leben“, zit. nach W. Süß, Rand, S. 124.

Prozent der Bevölkerung nahezu, so dass die soziale Mindestsicherung immer mehr „vom letzten Netz für *Einzelfälle zum kollektiven Notanker*“⁶ wurde.

Insgesamt wird man sagen können: die Kluft zwischen Arm und Reich wurde seit den 1980er Jahren wieder größer. Und diese Entwicklung hat sich nach der Wiedervereinigung noch einmal mit großer Geschwindigkeit fortgesetzt. Wenn wir von der „Wiederkehr“ der Armut sprechen, dann überdeckt dieser Begriff den fundamentalen gesellschaftlichen Wandel, den die Bundesrepublik in dieser Zeit durchlaufen hat – und für den sich die Zeitgeschichte immer stärker unter dem Schlagwort „nach dem Boom“ interessiert. Geändert haben sich aber nicht nur die Zwänge des Arbeitsmarktes, sondern auch die Armutsgruppen selbst und die unterschiedlichen Lebenssituationen.⁷

Im Vergleich zu den 1950er Jahren können wir beobachten, dass die Altersarmut insgesamt eher zurückgegangen ist. Das ist ein Thema, das uns zwar in Zukunft wieder mehr beschäftigen wird, nicht zuletzt die vielen älteren, pflegebedürftigen Menschen, deren Renten durch die Pflegekosten aufgebraucht werden. Aber im Vergleich zu den unmittelbaren Nachkriegsjahren profitierte die ältere Generation besonders von der Dynamisierung der Renten und der Kriegsopfersversorgung. Besonders betroffen von Armut waren vor allem junge, alleinerziehende Frauen – und, auch das ist ein neues Phänomen, auf das der Sozialstaat noch immer nur unzureichend vorbereitet ist: die Armut von Kindern.

Zudem gab und gibt es mit der Wiedervereinigung große regionale Unterschiede der Armut. Von Armut sind vor allem die nord- und vielfach inzwischen auch die westdeutschen (im Ruhrgebiet liegenden) Großstädte, die Stadtstaaten und Teile Ostdeutschlands betroffen – eine Entwicklung, die nicht zuletzt auch mit den Folgeerscheinungen des wirtschaftlichen Strukturwandels zu tun hat.

All diese dürren Zahlen und Befunde sagen kaum etwas aus darüber, was die Betroffenen empfinden und wie Öffentlichkeit und Politik „Armut“ thematisieren. Das beginnt mit den Kontroversen darüber, wie Armut überhaupt zu messen sei. Darauf gibt es unterschiedliche Antworten, aber mindestens ebenso spannend ist zu beobachten, wie sich das öffentliche Reden über Armut in der Bundesrepublik geändert hat. Armut war – ähnlich wie für die Wissenschaft – über Jahrzehnte gar kein Thema, über Armut wurde – anders im Übrigen als in den USA oder Großbritannien – gar nicht gesprochen. Und auch die Wissenschaft hat sich für sie kaum interessiert. Arm – das waren die anderen, das waren die wenigen Marginalisierten, die „Asozialen“, die nicht zum Selbstbild der Bundesrepublik passten. Arme und Armut hatten keine Lobby, und erst seit den 1980er Jahren, nicht zuletzt als Teil der neuen Rivalität zwischen den großen politischen Parteien, kehrte mit der Diskussion um die „Neue Soziale Frage“ das Thema auf die politische Agenda zurück. Zudem waren es die Kirchen, die mit zu einer Repolitisierung der Armut

⁶ Jürgen Forster, Strapazierte Sozialhilfe. Vom letzten Netz für Einzelfälle zum Kollektiven Notanker, in : Süddeutsche Zeitung vom 1.4.1986, zit. nach W. Süß, Rand, S. 127.

⁷ Folgendes nach W. Süß, Rand, S. 128f.

beitragen, in dem beispielsweise die Sozialverbände – ähnlich wie seit Mitte der 1990er Jahre in Augsburg, eigene Armutsstudien in Auftrag gaben, die überhaupt erstmals ein Datengerüst dafür lieferten, welche Gruppen von Armut betroffen waren. Aus den Statistischen Jahrbüchern war dies vielfach nicht zu entnehmen. Insofern war Armut immer auch eingebettet in den Kampf um die Erhebung und Auswertung von Zahlen.

Die „Option für die Armen“ ist sicher keine klassische Kategorie der Zeitgeschichte. Und doch scheint sie mir einen wichtigen Impuls dafür zu geben, die Geschichte unseres Wohlfahrtsstaates stärker auch aus der Perspektive seiner – sich langsam in die Mitte der Gesellschaft – hineinfressenden Randzonen zu schreiben. Das hilft, den Blick auf die großen Umbruchsprozesse der modernen Industriegesellschaften im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts zu werfen. Jene Umbruchsprozesse, die Teil der Vorgeschichte unserer Gegenwart sind und über deren Folgen wir noch viel zu wenig wissen.